



Frauen, die aus dem Nebel treten

Welche Rollen spielen Frauen in der Volksmusik? Warum sind ihre Geschichten so selten erzählt? Julia Lacherstorfer suchte Antworten und schrieb daraus betörend schöne Musik.

BERNHARD FLIEHER

SALZBURG. Erschütternd spät sei sie draufgekommen, wie männlich dominiert die Volksmusik sei, wie wenig da aus Sicht der Frauen erzählt werde, sagt Julia Lacherstorfer, Geigerin, Sängerin, Komponistin und Intendantin. Mit ihrem Album „Spinnerin [a female narrative]“ ändert sie das.

SN: Frau Lacherstorfer, wie sieht's in der Volksmusik mit der Gleichstellung der Geschlechter aus?

Julia Lacherstorfer: Das ist nicht ganz leicht. Was ich heute beruflich mache, hängt sicher maßgeblich damit zusammen, dass es ansprechende „Role-Models“ gab – auch wenn man sie vielleicht an zwei Händen abzählen kann. Es gab in den Volksmusikgruppen, die ich als Kind und Jugendliche kennengelernt habe, immer auch Frauen. Selten waren sie in der Mehrheit, aber sie waren sichtbar und inspirierend. Das große ganze Bild schaut immer noch maskuliner aus, als es müsste, aber es geht definitiv in eine ausgeglichene Richtung.

SN: Ist die Situation in der Musikbranche anders als im Rest der Gesellschaft?

Generell kann man die Gleichstellung in der Volksmusik nicht isoliert betrachten. Je mehr es ein Aufweichen traditioneller Geschlechterzuschreibungen und damit verbundenen Aufgabenverteilungen gibt, umso mehr können Frauen auf den Bühnen und Tanzböden vertreten sein. Je weniger anmaßende Kommentare à la „Wer kümmert sich denn um deine Kinder?“, „Du gibst sie schon in die Kinderbetreuung?!“ oder jegliche andere Art von sexistischen Kommentaren es gibt, desto attraktiver wird es für Frauen, einen Weg als (Volks-)Musikerin einzuschlagen.

SN: Wie empfanden Sie die Situation als Frau in dieser Musikwelt bisher?

habe, umso mehr fiel mir auf, wie sehr all diese Dinge in unserer Gesellschaft internalisiert sind. Und das macht es oft noch viel schwerer, angemessen darauf zu reagieren.

SN: Wieso?

Es ist viel einfacher, auf einen offensiven Angriff oder Übergriff zu reagieren, als auf Menschen, die unbewusst Rollenklischees bedienen oder sexistisch agieren. Viele fallen aus allen Wolken, wenn man sie darauf hinweist, dass es nicht angemessen ist, einen Kommentar über das äußere Erscheinungsbild einer Künstlerin abzugeben.

Das gibt es leider auch im Bereich Musikjournalismus noch äußert oft, dass bei Musikern in erster Linie auf ihre musikalische Leistung Bezug genommen wird und bei Frauen stets miteinfließen muss, dass „die zierliche“ Musikerin mit den „Engelslocken“ bezaubert. Oder wie es bei meiner Schwester der Fall war: „die kleine Marlene mit dem großem Kontrabass“.

SN: Sie spielen mit Volksmusik, geben ihr Gegenwart, waren von Kindheit an davon umgeben. Wann haben Sie realisiert, dass hauptsächlich eine männliche Geschichte erzählt wird?

Erschütternderweise ist es mir so richtig erst vor zwei, drei Jahren bewusst geworden. „Die Geschichte vergisst Frauen, verschweigt sie und redet ihre Taten klein. Das Problem ist nicht, dass Frauen nichts Großartiges geleistet haben, aber in der Geschichtsschreibung wird zuerst an Männer gedacht“, sagte Journalistin Julia Korbik einmal.

Genau dasselbe ist in unseren überlieferten Liedern passiert, die ja nichts anderes sind als (Alltags-)Geschichtsschreibung in Poesieform: Es ist nicht so, dass Frauen nichts zu erzählen gehabt hätten, aber aufgeschrieben, geforscht, archiviert und herausgegeben haben es hauptsächlich Männer.

SN: Frauen kommen gar nicht vor?

Schlaflieder, die gibt es freilich. Aber zeichnen die wirklich ein umfassendes Bild der Lebensrealitäten und emotionalen Befindlichkeiten der letzten Generationen von Frauen? Ich bezweifle das.

SN: Also haben Sie beschlossen, diese Geschichte neu zu beleuchten. Wie sind Sie Ihr Projekt „Spinnerin“ angegangen?

Nachdem ich einschlägige Personen und Institutionen aufgesucht und befragt habe, wurde mir klar, dass ich die Nadel im Heuhaufen suche, wenn ich mich in Archiven auf die Suche nach weiblichen Narrativen mache. Meine Herangehensweise war eine klar künstlerische und vielleicht soziokulturelle, aber keine rein ethnomusikologische.

SN: Wo suchten Sie die Nadel?

Ich habe begonnen, Interviews mit Frauen zu führen, weibliche Narrative zu sammeln, viel feministische, soziologische und historische Literatur zu lesen und damit in einen kreativen Prozess zu gehen.

SN: Gab es eine prägende Erfahrung?

Das war das Buch „Damit es nicht verloren geht“ von Rosa Scheuringer. Da erzählen Bäuerinnen vom Leben, Arbeiten, Kinderkriegen, Älterwerden. Ihre Erinnerungen ma-

chen deutlich: Flexibilität wird Frauen nicht erst heute abverlangt, Mehrfachbelastung gehörte schon immer zu ihrem Alltag.

SN: Wie tauchen Frauen denn bisher im volksmusikalischen Kontext auf – einerseits als Musikerinnen, andererseits im Inhalt der Lieder?

Es wird ein einseitiges Bild gezeichnet, die Frau auf Küchen- und Kinderbetreuungstätigkeiten reduziert und auch mehr zum Objekt gemacht, das kokett besungen wird, als die weibliche Perspektive ernst zu nehmen und zu erzählen.

SN: Gibt es gar keine Lieder, in denen aus Sicht von Frauen erzählt wurde?

Es gibt ein paar ganz wunderbare Ausnahmen, wie zum Beispiel das Lied „Geh i zum Brünndelein“ oder „I bitt, Herr Hauptmann“. Beide schildern in der Zeit des Ersten Weltkriegs auf berührende Weise die Erzählung von Frauen in Sorge um ihre Liebsten – der in den Krieg muss bzw. sich im Krieg befindet, und die damit verbundene Unsicherheit und den Schmerz.

SN: Wie sieht es mit Liedern in gesellschaftspolitischen Kontexten aus?

Von Evelyn Fink aus Vorarlberg, die viel zu dem Thema forschte, habe ich vor vielen Jahren einige Lieder zum Thema ungewollte Schwangerschaft kennengelernt. Ein wichtiger Aspekt, den ich lernen konnte, ist die Verklausulierung, die unsere traditionellen Lieder aufweisen. Das verleiht schweren Inhalten einen süßlich-humoristischen Touch, um nicht mit sexuellen Inhalten anzuecken. So wurden weibliche Themen ausgespart oder sind nicht leicht als solche erkennbar – wie eben ungewollte Schwangerschaften.

SN: Was hat es mit dem Titel „Spinnerin“ auf sich?

Mir gefällt die Vielschichtigkeit des Wortes. Einerseits ist es die Be-

verhält, ihr eigenes Ding macht oder sich ganz einfach nicht um einen Verhaltenskodex schert. Eine weitere Bedeutung, die mich inspiriert hat, ist die symbolische Bedeutung, die Spinnerinnen oft in unseren alpenländlichen Volksmärchen haben: Schicksalsfrauen werden sie auch genannt. Sie spinnen den Lebensfaden der Menschen am Hof.

Außerdem habe ich versucht, mit meinem Album ein narratives Netz zu spannen zwischen all den Menschen, denen ich auf dem Weg begegnet bin, und das fühlt sich auch tatsächlich sehr beglückend an, all den Frauen, die ich interviewt habe und die an der Erstellung des Werks mitgearbeitet haben, noch näher zu sein, weil uns die Mitwirkung an diesem Projekt verbindet.

SN: Wann begann das gehörte Erzählte in Ihnen zum Klang zu werden? Ist das spontan oder eine strategische Kompositionsarbeit?

Hier bin ich wahnsinnig dankbar über die Zusammenarbeit mit meiner Co-Produzentin Caitlin Smith. Für mich selbst war es oft schwer, aus zweistündigen Interviews die wichtigsten Essenzen rauszufiltern. Ich fand alles essenziell. Caitlin hatte da einen viel differenzierteren Blick darauf. All die Stücke, auf denen Originaltöne zu hören sind, hab ich ihr zur Verarbeitung gegeben und sie hat daraus kleine, vielschichtige Klangkunstwerke geschaffen, die einen trotzdem dem Menschen ganz nah sein lassen.

SN: Sie blicken bei dem Projekt mit einigen Songs auch über Österreich hinaus. Warum war Ihnen das wichtig?

Die Stücke „Klage“ und „Tanz der Flammen“ sind Kompositionsaufträge des Kollektives Musica Femina unter der Leitung von Irene Suchy. Sie hat zu 100 Komponistinnen quer durch die Zeit und quer durch die Kontinente Gedichte von Sophie Reyer schreiben und diese Gedichte wiederum von jetzt leben-